

die Motive der Migrationsentscheidung und über die gegenwärtigen Lebensbedingungen im Vergleich zur früheren Heimat“ einschließen, wurden 203 mal positiv, 172 mal negativ beantwortet (S. 128).

Unter diesen Voraussetzungen erscheint eine weitergehende inhaltliche Bewertung der Ergebnisse der Studie nicht sinnvoll.

Johanna Stigler/Manfred Sauer, Wien

Erhard Busek u. Gerald Stourzh, Hg., *Nationale Vielfalt und gemeinsames Erbe in Mitteleuropa. Vorträge anlässlich der Verleihung des Anton Gindely-Preises für Geschichte der Donaumonarchie*, Wien u. München: Verlag für Geschichte und Politik u. R. Oldenbourg Verlag 1990.

Das Gemeinsame in der Vielfalt zu suchen, ist sicherlich auch für historische Betrachtungen im Donaauraum kein falscher Gedanke. Einem solchen kontradiktischen Ansatz muß aber gerade für den Historiker eine wohlüberlegte Konzeption zugrunde liegen, um nicht der Beliebigkeit zu verfallen. Ein Aspekt dabei ist die notwendige räumliche Abgrenzung. Der vorliegende Band spricht von Mitteleuropa und meint die Donaumonarchie während der Regierungszeit Kaiser Franz Josephs I., wie der Titel bereits andeutet. Doch lassen die Zusammenstellung der Beiträge wie die Ausführungen keine klare Festlegung erkennen. Vielmehr bleibt offen, ob der geographische Rahmen nicht auch die habsburgischen Niederlande oder das Breisgau, Mailand oder Toskana oder die ungarischen Gebiete während der osmanischen Herrschaft umfaßt.

Seit 1979 vergibt die Österreichische Forschungsgemeinschaft am Nationalfei-

ertag Österreichs den *Anton Gindely-Preis für Geschichte der Donaumonarchie*, benannt nach dem zwischen mehreren Nationen stehenden Prager Historiker Gindely (1829–1892). Ausgezeichnet werden – wie Stourzh in seinem Überblicksartikel ausführt – Historiker und Historikerinnen im internationalen Rahmen für Forschungen zur Donaumonarchie, bei denen mindestens zwei Sprachen der „alten Monarchie“ verwendet wurden. Unter den genannten Sprachen befindet sich neben dem Ungarischen und den neun im 19. Jahrhundert in Österreich als „landesüblich“ anerkannten Sprachen erfreulicherweise das Jiddische, nicht jedoch das Slowakische (S. 12), was einen etwas zu zisleithanischen Blickwinkel vermuten läßt.

Ziel der Stiftung des Gindely-Preises ist das Erbe der Mehrsprachigkeit vor allem in Österreich – und hier besonders unter den Historikern – neu zu beleben, was notwendig ist und eigentlich selbstverständlich sein sollte. Mit der Konzentration auf die sprachliche Vielfalt läßt sich das multinationale „Erbe“ aber wohl kaum wissenschaftlich erfassen, auch wenn einige Beiträge in diese Richtung argumentieren. Will man sich nicht der Gefahr aussetzen, daß das übernationale Altösterreich im populären Geschichtsbild nur noch idealisiert und als bunte Mehrsprachigkeit harmonisierend verklärt wird, dürfen als Gegenpol nationale Separation, Fremdheit und Konfrontation, regionale und soziale Interessengegensätze und kulturelle Brüche, die die Grundlagen für die Entwicklungen nach 1918 darstellen, nicht vernachlässigt werden. Da nationale Bedürfnisse nach Ab- und Ausgrenzung auch zum „gemeinsa-

men Erbe' gehören, bedürfen sie möglicherweise einer intensiveren Erforschung als die vorgeblich gemeinsamen Elemente im Vielvölkerreich.

Die Festschrift bzw. der Zwischenbericht zum zehnjährigen Bestehen des Gindely-Preises dokumentiert die Festvorträge der Jahre 1979 bis 1989, die mit einer Ausnahme nicht von den Geehrten, sondern von anderen ausgewiesenen Wissenschaftlern aus den Nachfolgestaaten der Habsburgermonarchie gehalten wurden. Unverständlich bleibt, warum zwei an anderer Stelle schon publizierte Beiträge von Hans Tuppy und Jan Havránek nicht in den Band aufgenommen wurden, da der Band andererseits bereits veröffentlichte Vorträge enthält.

Brigitte Hamann skizziert Gindely einführend als altösterreichischen „Helden“ und einsamen Kämpfer zwischen den nationalen Fronten, Stourzh verfolgt profund die positiven Seiten der rechtlich fundierten nationalen Gleichberechtigung in Zisleithanien zwischen 1848 und 1918, während Werner Ogris zeitlich weiter zurückgreifend die Rechtsangleichung als Faktor von Reichseinheit und Staatsidee der Habsburgermonarchie untersucht und Wolfgang Häusler Emanzipation und Antisemitismus am Beispiel des assimilationsfreundlichen ‚westlichen‘ österreichischen Judentums vom Vormärz bis 1918 thematisiert. Aspekte des Ostjudentums werden trotz des genannten Interesses am Jiddischen aber auch in den anderen Beiträgen nicht eigens behandelt. Jiří Kofalka charakterisiert differenziert Palacký als politisierenden Historiker um 1848/49 zwischen Deutschland, Böhmen und Österreich. Stanislaw Stomma legt die Haltung der Polen zum

„liberalsten Staat der liberalen Epoche“ (S. 124) während des Ersten Weltkriegs dar, bevor abschließend Wladyslaw Bartoszewski für unsere Zeit einen kritischen Patriotismus anmahnt.

Drei Beiträge verdienen wegen ihres theoretischen Zugangs jedoch besondere Erwähnung. Dazu gehört Péter Hanáks bekannter kulturgeschichtlicher Vergleich von Wien und Budapest um 1900 unter dem Titel *Der Garten und die Werkstatt*, in dem er österreichisches und ungarisches Bürgertum betrachtet und den Garten als kulturelles Symbol für den Rückzug des (liberalen) Großbürgertums aus Politik, Nation und Gesellschaft setzt. Mirjana Gross reflektiert kritisch ihre eigene Forschungsentwicklung zum Problembereich Modernisierung und Rückständigkeit in Kroatien im 19. Jahrhundert und stellt weiterführende theoriegeleitete Fragen. Sehr viel weniger konkret, vor allem aber von der Umbruchsituation des Herbstes 1989 geprägt, formuliert schließlich Ferenc Glatz Überlegungen zu neuen Themen und systematischen Analysen für den Komplex von Staat, Nation und Geschichtsschreibung im Donauraum, mit denen die heutige Dominanz der nationalhistorischen Sicht der Historiographien in fast allen Ländern überwunden werden könnte. Gerade in diesen Beiträgen finden sich Ansätze, die auf andere Bereiche, Länder und Nationen zu übertragen wären und weiter verfolgt werden sollten.

Robert Luft, München